

OBERÖSTERREICHISCHE HEIMATBLÄTTER

47. Jahrgang

1993

Heft 2

Herausgegeben vom Institut für Volkskultur

Georg Simnacher	
Das Land Oberösterreich und der Bezirk Schwaben in kultureller Partnerschaft	79
Dietmar Assmann	
Kultstätten und Verehrung des hl. Ulrich in Oberösterreich	86
Ulrike Kammerhofer-Aggermann	
Volkskultur als Grundlage kultureller Entfaltung – vom Kleinen zum Großen	104
Georg Wacha	
Die Linzer Kettenbrücke – Ein Projekt der Biedermeierzeit und seine zeitgenössischen Vorbilder	115
Josef Demmelbauer	
„Es ist ein nüchterner Tag über der Welt angebrochen“ Warnung bei Hammerstein, Ahnung bei Hofmannsthal, Angst bei Kubin, Zuversicht bei Gertrud Fussenegger	127
Harry Slapnicka	
Eine Frau wandelt ein Land – Eine Wanderung durch Oberösterreich anhand der Werke von Lydia Roppolt	135
Helmuth Huemer	
Franz Carl Lipp – Zur Vollendung des achtzigsten Lebensjahres	143
Friedrich Weichselbaumer	
Ein vergessener Perger Maler der Barockzeit	149
Werner Friedrich Ziedek	
Drei wiederentdeckte Steinkreuze im Innviertel	151
Fritz Feichtinger	
Die Schwere wurde leicht – Zum Tode des Bildhauers Professor Franz S. Forster in St. Florian	154
Volkskultur aktuell	158
Buchbesprechungen	160

„Es ist ein nüchterner Tag über der Welt angebrochen“

**Warnung bei Hammerstein, Ahnung bei Hofmannsthal,
Angst bei Kubin, Zuversicht bei Gertrud Fussenegger**

Von Josef Demmelbauer

Im ersten Teil seiner unter dem Titel „Im Anfang war der Mord“ von Harry Slapnicka vor mehr als zehn Jahren herausgegebenen Erlebnisse als Bezirkshauptmann von Braunau (und als Sicherheitsdirektor von Oberösterreich) schildert Hans von Hammerstein das Auftauchen eines „Vorbotsen“ der einige Jahre darauf machtvoll auftretenden NS-Bewegung im Frühjahr 1926 bei ihm. Dies, so schreibt er, war „eine Warnung, die meine Sinne schärfte und auf jeden Fall mein tiefes, gefühlsmäßiges Mißtrauen wachrief gegenüber einer Bewegung, die sich der Sympathien bürgerlicher und nationaler Kreise versichern wollte, indem sie sich ‚deutsch‘ und ‚national‘ nannte.“ In seiner Rede vom März 1932 zur Goethefeier des Landes Oberösterreich wandte er sich in aller Schärfe gegen den aufkommenden Führerkult und die mit ihm einhergehende Brutalität.

Erscheinungen jener Zeit scheinen heute in gewandelter Form wiederzukehren. Damals hatte ein Dichter, dessen Schaffen bis zum Ersten Weltkrieg fast ausschließlich dem rein ästhetischen Bereich gewidmet gewesen war, von dem Richard Billinger schrieb: „...der Scheue fürchtete meine Bauernnacktheit“, aus dem „der österreichische Mensch, weltgeöffnet und doch wie in gesicherten Grenzen ruhend, leuchtete“, damals hatte Hugo von Hofmannsthal die Zeichen der Zeit gleichsam seismographisch gespürt. Nach dem Zusammenbruch der Monarchie entwickelte Hofmannsthal seine Idee von einem Österreich, das „der katholischen Kirche, der großen Fortsetzung des römischen Imperiums verwandt ist“, getragen von den „Ideen der Versöhnung, der Synthese ...“ Neben dem „Jedermann“ tat er dies durch das durchaus politische Züge tragende „Salzburger Große Welttheater“, ein geistliches Festspiel nach Calderons „El gran teatro del mundo“.

Das „Salzburger Große Welttheater“

Die Figuren des Spieles sind entsprechend der Überlieferung des Barocktheates Gott, Welt, Engel, Tod, ein König, ein Reicher, ein Bettler, die Schönheit, die Weisheit. Das Neue, das Hofmannsthal dem überkommenen Stoff hinzugefügt hat,

liegt in der Gestalt des Bettlers, der seinen Platz unter den „Erniedrigten und Beleidigten“ verlassen will, der sich durch eine ungerechte Ordnung, die er als Gewalt benennt, seines Lebensrechtes beraubt sieht:

„Der Weltstand muß dahin, neu werden muß die Welt,
Und sollte sie zuvor in einem Flammenmeer
Und einer blutigen Sintflut untertauchen,
So ists das Blut und Feuer, das wir brauchen.“

Der Bettler begnügt sich nicht mit sozialer Besserstellung. In der Kernszene des Werkes schleudert ihm der Nutznießer des Bestehenden, der Reiche, also der Vertreter der kapitalistischen Weltordnung, entgegen: „Ordnung ists, die ihr braucht!“

Darauf der Bettler:

„Mit dem verfluchten Wort
Kommst du mir nicht. So nennt ihr die Gewalt,
Die uns in Boden druckt.“

Hier flammt die revolutionäre Phrase, das radikale Dogma. Dagegen setzt der Reiche das insbesondere aus Grillparzers „Bruderzwist“ zufließende Bild der Ordnung:

„Was du herbelfest hier von Herr und Knecht,
Von Erbe und Enterbt, Gerecht und Ungerecht,
Es ist dir nicht von selbst zu Hirn gediehen,
Jahrtausendaltem Schatz hast du's, der Ordnung nach, entliehen – ...
Reiß Ordnung ein, den heiligen, alten Damm,
Reiß ein, lös auf die ganze Welt in Schlamm!“

Der Bettler will aber nicht mehr in der bestehenden Ordnung bleiben, er will „Ordnung machen“. Hinter ihm steht das Bild der russischen Revolution. Hinter Moissis Bettler, so schreibt Hofmannsthal an eine amerikanische Literaturzeitschrift, sei das Gespenst des Bolschewismus gestanden.

Als der Bettler die Axt hebt, um alle niederzustrecken, welche die bisherige Weltordnung repräsentieren, kommt eine Art Trance über ihn. „Das kann nur in einem Mysterium gewagt werden“, schreibt Hofmannsthal. Nun erscheint ihm die Verteilung der Macht und der Glücksgüter gleichgültig, „er ist ein Weiser geworden, oder ein Christ, oder ein Erleuchteter, oder wie man es nennen will“. Natürlich witzelt Alfred Polgar darüber: „Was soll der Arme für Lehren ziehen aus des Bruder Bettlers Schicksal? Begrabe die Streitaxt, geh in den Welt und laß einen weißen Vollbart sprießen?“ Es ist aber ein Mysterienspiel, für das die soziale Revolution nichts ist, ja sub specie aeternatis sinnlos, es geht ja nur um das nach dem Tod, wie auch Polgar einräumt. Hofmannsthal kehrt damit zu Calderon zurück, beide rühren nicht an der ständisch-statischen Ordnung. Zum selben Ergebnis, wenn auch auf „säkularisiertem“ Weg, kommt Aldous Huxley in dem 1936 erschienenen Essay-Roman

„Geblendet in Gaza“, in dem er seinen Helden Anthony Beavis reflektieren läßt: „Die ganze Geschichte der neuesten Zeit ist eine Geschichte der Befreiung aus Institutionen. Die ist auch die Geschichte der Versklavung an Institutionen.“ Auflehnung gegen Institutionen führe vorübergehend zur Anarchie, diese sei aber eine Versklavung an die Natur, „und einem zivilisierten Menschen ist diese Versklavung sogar noch unerträglicher als die Versklavung an Institutionen“. So würden Institutionen mit neueren vertauscht, alles bleibe aber im Grund beim alten.

Der Turm

Bleibt also im „Welttheater“ der revolutionäre Kraftakt, die bestehende – als Unrecht gesehene – Ordnung zu stürzen, vergeblich, so bleibt Hofmannsthals letzter Versuch, den Geist des alten Europa zu beleben, um eine humane soziale Ordnung zu konstituieren: „Der Turm“. An dem kaum aufgeführten „Trauerspiel in fünf Aufzügen“ sind zahlreiche Interpretationen versucht worden. Es kann hier nicht darum gehen, eine weitere zu versuchen. Doch ist der „Turm“ der Beweis für ein fast durch 30 Jahre gehendes Kreisen des Hofmannsthalschen Denkens um eine gerechte und dauerhafte Ordnung des staatlich-gesellschaftlichen Zusammenhaltens, zugleich auch der Ausdruck der Verzweiflung, dafür keine Lösung zu finden. Im Calderonischen „La vida es sueño“ geht die Geschichte vom König Basilius, dem prophezeit war, sein Sohn Sigismund werde sich gegen ihn erheben, weshalb er ihn in einem Turm gefangenhält, gut aus: Vater und Sohn versöhnen sich am Ende. Dieser Schluß schien Hofmannsthal nach dem Krieg nicht mehr zeitgemäß. Zweimal hat Hofmannsthal um den Schluß – geradezu verzweifelt – gerungen. In beiden Neufassungen will der König „aus Gründen der Staatsräson – um eine Rebellion zu stillen – seinen Sohn zu sich erheben“. Doch kommt es zu Zerwürfnis und neuerlicher Verbannung. Julian, des Prinzen Sigismund hochrangiger Wärter, schürt den Aufstand gegen den König.

In der ersten Fassung (in der Folge: Turm I) erteilt Sigismund nach dem Sturz des korrupten Systems seines Vaters zunächst den machtechnischen Gelüsten seines zum Kanzler aufgestiegenen Vertrauten Julian eine Absage und tritt dem Pöbelaufstand, geführt von Olivier, entgegen. Julian und Olivier kommen um. Der Prinz will die Welt zum Guten führen, erlösen. Doch es gelingt ihm nicht. Tödlich vergiftet übergibt er seine Macht einem Kinderkönig, der eine Heerschar von jungen Menschen – Hofmannsthal nennt sie die „Grünen“ – in der allgemeinen Revolution anführt. Er soll eine neue, bessere Ordnung aufrichten.

In diesem „jugend- und zukunftsgläubigen Ausblick“ könnte, wie Oswalt von Nostitz in der NZZ vom 27./28. April 1985 berichtet, eine Reminiszenz an die Vorstellungen des in den Wirren der Münchner Räterepublik ermordeten radikalen Sozialisten Gustav Landauer liegen, mit dem Hofmannsthal zwischen 1905 und 1907 im Briefwechsel gestanden war. Landauer hatte, so Nostitz, auf „die ungeheure Bereitschaft der Kinder und aller wachsenden Jugend zu völlig Anderem, als was gerade ist“, hingewiesen, eine Bereitschaft, die heute allem Anschein nach europaweit wieder im Ansteigen ist. Hofmannsthal wurde bald klar, daß der rettende Kin-

derkönig nicht die Lösung des Konfliktes zwischen rechter Ausübung der Macht und deren Mißbrauch bleiben konnte.

In seinen „Erinnerungen an Hofmannsthal“ berichtet Carl J. Burckhardt, wie schwer dem Dichter die Umarbeitung des „Turms“ zu dem hoffnungslosen Schluß wurde, über dem sich „kein Himmel wölbt“.

Hatte aus dem letzten Akt von Turm I, „aus all dem Furchtbaren doch das Versöhnende, die Zukunft herausleuchten“ (müssen), so siegt in der zweiten Neufassung (des 4. und 5. Aktes), aus dem der Kinderkönig mit seiner „grünen“ Jugendbewegung eliminiert ist, der brutale und pöbelhafte Gefreite Olivier, die Verkörperung der nackten Gewalt, des Terrors. Der „Gefreite“ braucht den Prinzen zur Legitimation seiner Herrschaft, so wie Hitler Hindenburg brauchte. Doch Sigismund spielt nicht mit. Deshalb wird er von Scharfschützen Oliviers abgeknallt. Dem Volk aber wird ein Doppelgänger Sigismunds gezeigt. In dieser Hoffnungslosigkeit endet das Trauerspiel. Zwischen Turm I, 1925 veröffentlicht, und der Anfang 1928 in München und Hamburg aufgeführten zweiten Neufassung (= Turm II), also in der Zeit, in der sich Hofmannsthal mit dem Schluß der Erstfassung nicht abfinden kann, weil sie der Wirklichkeit nicht (mehr) entspricht, liegt der Brief des Dichters vom 9. November 1926 an Josef Redlich, dem er tags zuvor von dem stärker hervortretenden „actuell politischen Gehalt“ der Zweitfassung des „Turms“ berichtet hatte. Dieser Brief lautet auszugsweise: „Eine neue Erscheinung ist vor etlichen Wochen, durch einen Zufall völlig, in mein Blickfeld getreten. Es ist der Staatsrechtler der Universität Bonn, Carl Schmitt ... Die Schrift, die mir zuerst in die Hand fiel, hieß ‚Politische Theologie‘ (= die Lehre von der Souveränität). Was mich an den Ausführungen fesselt, ist eine gewisse vitale Intensität ... Ganz natürlich ergibt sich ein scharfer Gegensatz zu Kelsen, dem Mann des ‚relativistischen Formalismus‘. Ein größeres Buch von ihm, ‚Die Diktatur‘, fesselt mich gleichfalls. Er hat enorme geschichtliche Kenntnisse und Geschichte ist ihm ein Lebendiges, wie Ihnen und mir ...“

Man sieht, mit dem stärkeren politischen Gehalt des Turms II ist staatsrechtliches Studium einhergegangen. Der „relativistische Formalismus“ Kelsens liegt Hofmannsthal nicht. „Vom Wesen und Wert der Demokratie“ und vom darin beschworenen Wettbewerb der Parteien um die Majorität läßt sich der Dichter nicht überzeugen. Die Wirklichkeit ist nicht bestimmt vom Geist des Parlamentarismus, ist Parteiengezänk und -geschwätz. In Carl Schmitts „Politische(r) Theologie“ war das Ende der „clasa discutidora“, des liberalen Bürgertums, aus dem Hofmannsthal kam, vorgezeichnet. In Deutschland und in Österreich waren Aufstand, Streik, Putsch an der Tagesordnung, das Gespenst des Bolschewismus erstreckte und gebär „antidemokratisches Denken“ (Sontheimer). Der Staatsrechtler Koellreutter sprach von einer „revolutionären und gerade deshalb stark im Zeichen der Diktatur stehenden Zeit“. 1927 ist das Signum der Zeit auf die verhängnisvolle, aber den Zeitläufen angemessene Formel gebracht. „Der Begriff des Politischen“ besteht, so Carl Schmitt, im Freund-Feind-Verhältnis. Die Brutalität dahinter durchheist den 5. Akt von Turm II: „Die Pfaffen- und Komödiantensprache ist abgeschafft. Es ist ein nüchterner Tag über der Welt angebrochen.“ Das ist die Sprache Oliviers, dazu kommt noch sein

aus späterer Propagandamühle sattem bekanntes Opfergetue: „... wir haben uns aufgeopfert und nehmen dem Volk die Last des Regimentes ab, damit es nicht schwindlich werde.“

Da ist die spätere „Selbstausschaltung“ des Parlaments in Österreich und das deutsche „Ermächtigungsgesetz“ vorweggenommen. Die „Jahre der Entscheidung“ sind da! Den Staat beherrscht fortan eine machtlüsterne, gesetzesegebundene Diktatur der Unterschicht.

Die „Schrifttumsrede“

Gleichzeitig ringt der Dichter um einen Ausweg aus der Hoffnungslosigkeit des Turms II. Als einen solchen wird man seine Münchner Schrifttumsrede vom 10. Jänner 1927 zu sehen haben, die durch ihre Schlußsätze von „einer konservativen Revolution, von einem Umfange, wie ihn die Geschichte nicht kennt“, berühmt wurde. Sie kommt in ihrem Anliegen, Zustände zu schaffen, deren Erhaltung sich lohnt, der Abschiedsrede des Sigismund in Turm I ganz nahe. Der Prinz will nämlich darin beides in diesem Dasein vereinen: „... ordnen und aus der alten Ordnung heraustreten.“ Und weiter: „... ich will nicht dies oder das ändern, sondern das Ganze mit einem Mal, und dann wollen wir alle zusammen die Bürger des Neuen sein.“

Carl J. Burckhardt deutet in seinen „Begegnungen mit Hofmannsthal“ das zu Mißverständnissen Anlaß gebende Stichwort von konservativer Revolution als „eine Beschwörung, Vergangenes und Zukünftiges aneinander zu binden, als eine Absage an jenes unheilvolle Vergessen, das ... alles dem Augenblick überläßt.“

Das Interesse, das Hofmannsthal der Politik entgegenbrachte, in der er Form und konservative Bindung anstrebte, läßt uns Hermann Brochs Urteil nur mit äußerstem Vorbehalt akzeptieren, daß nämlich bei Hofmannsthal das „Unpolitische seiner österreichisch-bürgerlichen Herkunft ins Extrem gesteigert (war): Wo er sich mit politischen Strukturen befaßt – sogar noch im ‚Turm‘ – da schlägt das ästhetisch Mystische durch, der Wunsch nach hierarchischer Ordnung, etwa wie sie im alten Ständewesen konkretisiert gewesen war.“

Freilich waren in Hofmannsthals Spätwerk Ethos und Religion am bestimmendsten, kann doch nach den Worten des Staatsrechtlers Hermann Heller „nie und nimmer die letzte Sehnsucht unserer Seele durch die Politik befriedigt werden“.

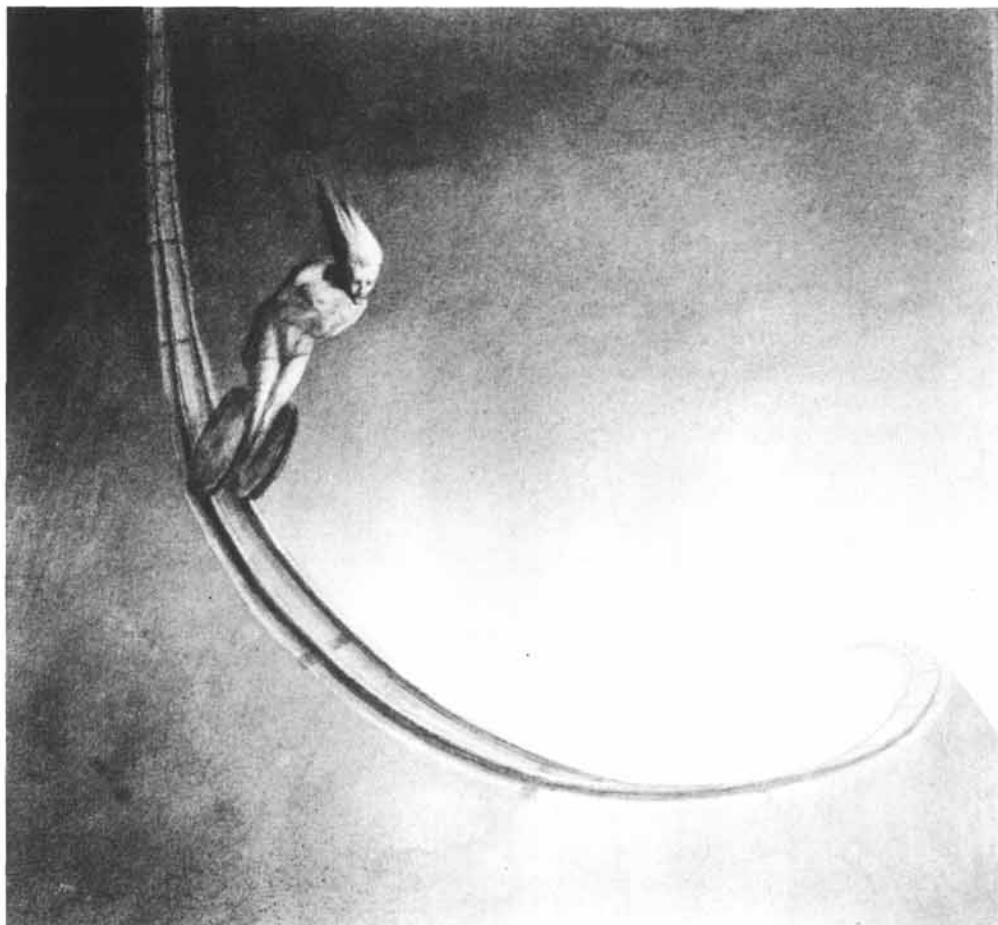
Hofmannsthals Verzweiflung über seine Zeit, die er einer Katastrophe zusteuern sah und deren Ausdruck die letzte Fassung des „Turms“ ist, wäre – wenn möglich – noch tiefer gewesen, hätte er noch zur Kenntnis nehmen müssen, was Ernst Jünger ein Jahr nach Hofmannsthals Tod Carl Schmitt zu seinem das Politische auf die Freund-Feind-Formel reduzierenden „Begriff des Politischen“ schrieb:

„... Die Abfuhr, die allem leeren Geschwätz, das Europa erfüllt, auf diesen 30 Seiten erteilt wird, ist so irreparabel, daß man ... zur Feststellung des konkreten Freund-Feind-Verhältnisses übergehen kann. ... Der Rang eines Geistes wird heute durch sein Verhältnis zur Rüstung bestimmt ...“

Ein nüchterner Tag war damit über Europa, ja über der Welt angebrochen. Und deren viele und tödlich-traurige sind nachgekommen. Hofmannsthal hat sie erahnt, aber nicht mehr erlebt, wohl aber der sieben Jahre jüngere Hammerstein, der, am 21. Juli 1944 verhaftet, bei Kriegsende im KZ Mauthausen war und am 9. August 1947 starb.

Werden die neunziger Jahre wie die späten zwanziger Jahre werden?

Nach dem Untergang der großen Reiche im Ersten Weltkrieg übte Oswald Spenglers „Untergang des Abendlandes“ eine geradezu magische und selbstzerstörerische Anziehungskraft insbesondere auf die deutschen Intellektuellen aus. Bald nach der Jahrhundertwende hatte Alfred Kubin, der Magier von Zwickledt, die Federzeichnung „Der Mensch“ geschaffen, Ausdruck einer tiefen Existenzangst. Sie



Alfred Kubin, Der Mensch. 1900/03, Feder, Tusche, aquarelliert und gespritzt auf Katasterpapier, signiert. Aus: Alfred Kubin. Leben ein Abgrund, Herausgeber: OÖ. Landesmuseum, 1985.

deutete der aus den Stahlgewittern des Weltkrieges heimgekehrte Ernst Jünger im Jahre 1921, in dem Hofmannsthal an seinem „Großen Welttheater“ arbeitete, in einem Brief nach Zwickledt wie folgt: „Eine nackte Gestalt, die mit fliegendem Haar auf einem Spiralband hinabfährt, dessen Anfang und Ende im Dunkel verborgen sind.“ Hier fand Jünger „die persönliche und die politische Ungewißheit in eine höhere und unabänderliche eingebettet, die sich stärker und doch auch tröstlicher empfinden ließ“.

Acht Jahre später schreibt Jünger an Kubin am 10. Februar 1929, ein halbes Jahr vor Hofmannsthals jähem Tod, er möchte einen Aufsatz über sein Buch „Die andere Seite“ verfassen: „Und zwar möchte ich vor allem von dem Gedanken dabei ausgehen, daß Sie hier gleichsam seismographisch ein Bild entscheidender Vorgänge unserer Zeit vorgezeichnet haben.“ Dieser 1908 entstandene Roman spielt in einer seltsamen Stadt in einer asiatischen Einöde, in der das Leben, durch den Mangel an Aufgaben und Werten sinnentleert geworden, immer tiefer in den Abgrund des Traumes versinkt, bis es von einer riesigen Masse aus Schmutz, Abfall, Gedärmen, Tier- und Menschenkadavern wie ein Lavastrom verschlungen wird. Das Bemerkenswerteste an ihm ist nach Jünger, „daß hier ein Tastvermögen von empfindlichster Feinheit, lange bevor ein ‚Zauberberg‘ geschrieben wurde, den langsamen Angriff der Verwesung, ihr unterirdisches Kriechen erfaßt, ihre auflösende Unerbittlichkeit, ihre Schauer, ihre Visionen, ihre verräterische Süßigkeit.“

„So zeigt sich dem Blick des Abendländers, wenn er sich der Zukunft zuwendet, nur zu gern Endzeitliches; in gläubigen Epochen ein Weltgericht, in weniger gläubigen die Verwirklichung einer Utopie oder, wenn sich diese nicht erreichen läßt, Absturz, Untergang, rettungslose Katastrophe.“

Das sagt Gertrud Fussenegger in ihrer Rede anlässlich der Feier ihres 80. Geburtstages im Frühjahr 1992 angesichts der permanenten Weissagung vom Untergang des Abendlandes, „und fast litaneienhaft folgen einander die Wehe-Rufe: In Europa gehen die Lichter aus. Europa stirbt ...“ (in: Facetten '92).

Von der Höhe der Erfahrungen in einem langen und bewußt hellwachen Leben widerlegt sie mit einfachen und einleuchtenden Gründen diese „Litanei“, der Abbau der Zölle, die sich abzeichnende Tendenz zu einer europäischen Einigung sind alles andere als Zeichen der Vergreisung. Die zunehmende Gewalt und was sich darum rankt, deuten auf „etwas Rabiates, Pubertäres“ hin.

Hier liegen gewiß Gefahren und laufen Parallelen zu den späten zwanziger Jahren. Hier heißt es gegensteuern. Die Dichterin vertraut auf die Lernfähigkeit unserer Gesellschaft, die sie etwa in ihrer Einstellung zur Umwelt beweist: „Jahrtausendlang hat der Mensch die Natur sorglos verschmutzt; binnen zwei, drei Jahrzehnten hat ein Umdenken eingesetzt.“ Zunächst muß man sich der Gefahr bewußt werden, daß die zwanziger Jahre mit veränderten Feindbildern wiederkehren. „Ein zwar aufgewühltes, schwer überblickbares Feld“ ist es, in dem sich das Treiben der neunziger Jahre abspielt. „Doch eine Wüste der Hoffnungslosigkeit ist es nicht.“ Daraus spricht die Zuversicht der tapferen und weisen Dichterin. Soll der wachsenden Gewalt ent-

schlossen Einhalt geboten werden, darf das Prinzip der Ordnung nicht länger diskreditiert, mies gemacht werden. Dazu braucht es auch die allgemeine Überzeugung von der Sinnhaftigkeit der Rechtsordnung, die von der Flut der Gesetze in Frage gestellt wird. Läßt sich die Hoffnung Schillers bei Anbruch des neuen Jahrhunderts je verwirklichen, daß die Menschen „frei durch Vernunft, stark durch Gesetze (werden)“? Gertrud Fussenegger scheint es zumindest für möglich zu halten und sieht in der durch Gesetzlichkeit gebundenen Staatsmacht nicht – wie die 68er um Herbert Marcuse – ein Instrument der „Repression“, sondern ein durch Vernunft und Vorhersehbarkeit kontrolliertes System, durch das die Rechte der einzelnen mit dem „allgemeinen Besten“ – so die Sprache des auf Maria Theresia zurückgehenden ABGB – zur annähernden Übereinstimmung gebracht werden können.

So wie es ihrem verstorbenen Mann, dem Bildhauer Alois Dorn, insbesondere in seinen Reliefs darum ging, die innere Ordnung der Dinge als Gegenstück zu Willkür und Chaos transparent zu machen, so sucht sie in ihrer Kunst „Ordnungen, die der Mensch selbst setzt“, sichtbar zu machen. So hat sie in einem Beitrag zum Thema Österreich im Sammelband „Glückliches Österreich“ (Residenz-Verlag 1978) den Begriff des Rechtsstaates durch Vergleich und Bild so anschaulich gemacht, daß er jedermann – er braucht nicht Jurist zu sein – einleuchtet und Wert gewinnt: Die notwendige Staatsmacht hat sich, wie gesagt, durch Gesetzlichkeit auszuweisen und wird somit berechenbar. „Ratio, lex und ordo“ geben hiefür das Fundament. Die Berührung mit der „Ordnung“ Hofmannsthals, wie sie zu zeigen versucht wurde, ist unverkennbar.